

Die Sonntagspost.

Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann.

Erscheint jeden Sonntag
und kostet bei den Königl. Thurn- und Tax-
schen Postämtern vierteljährlich 11 1/4 Sgr.,
in den Expeditionen in Lemgo und Detmold
10 Sgr.

N^o 8.

Lemgo, 21. Februar 1858.

Anzeigen
werden berechnet:
unter 5 Zeilen mit 2 Sgr. 6 Pf.
von 5—10 Zeilen 5 Sgr.
über 10 Zeilen jede Zeile 6 Pf.

Aus Hinterasien.

Sitten, Religion und Regierung im Königreich Siam.

(Fortsetzung.)

Die Siamesen sind fromm; wenn sie auch die sehr verwickelten Lehren des Buddhismus nur unvollkommen kennen, so entledigen sie sich doch mit Eifer ihrer religiösen Pflichten, sagen regelmäßig die Gebete her und sind voller Ehrfurcht gegen ihre Priester. Diese Priester, talapoins genannt, leben in Klöstern; ihre Zahl beträgt mehr als 100,000 für das ganze Königreich, und man zählt ihrer 10,000 allein in Bangkok (der Hauptstadt des Landes). Ihre Kleidung ist gelb; sie müssen Kopf und Augenbraunen stets geschoren haben; sie tragen einen Quersack, der einen eisernen Topf enthält, (worin sie die Almosen sammeln, von denen sie allein leben dürfen; in der Hand halten sie einen Fächer von Palmenblättern (talaput, daher rührt ohne Zweifel der Name talapoins, den ihnen die Europäer gegeben haben), und sie halten diesen Fächer beständig vor ihrem Gesicht geöffnet, um nicht durch den Anblick der äußern Gegenstände in ihren Betrachtungen gestört zu werden. — Uebrigens kann Jedermann ohne Unterschied des Ranges in ihren Orden eintreten. Früher waren sie durch ein ewiges Gelübde gebunden; sobald sie einmal in den Orden aufgenommen worden, konnten sie nicht mehr austreten. Dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Man tritt ein, tritt wieder aus und kann wiederum eintreten; einige Formalitäten genügen für diese verschiedenen Standesveränderungen, und dieser Umstand erklärt die Menge der Mitglieder dieses Standes. Man wird talapoin aus Frömmigkeit, aus Ehrgeiz, um gewisse Vorrechte und die mit dem geistlichen Aemte verbundene Achtung zu genießen, — aus Trägheit, um von Almosen zu leben, und aus Zeitvertreib, wenn man nichts Besseres zu thun hat. Daher bringt ein großer Theil der siamesischen Bevölkerung, Reich wie Arm, wenigstens einige Monate ihres Lebens in einem solchen Kloster zu. Es ist dies ein verdienstlicher Akt, eine Art Reinigung, die sogar den Seelen der verstorbenen Verwandten zu Gute kommt. Es giebt Reiche, die ihren Slaven unter der Bedingung die Freiheit geben, daß sie talapoins werden. Während der drei Monate der Regenzeit müssen die talapoins in ihren Klöstern bleiben, wo sie den Regeln der Disciplin unterworfen sind; den Rest des Jahres können sie umherziehen. Das Buch ihrer Gebote umfaßt 227 Artikel; es schreibt die Ausübung aller Tugenden vor und giebt Anordnungen über die kleinste Akte des materiellen Lebens. Die vollkommenste geschlechtliche Enthaltsamkeit ist ihnen geboten, und zwar in dem Grade, daß es ihnen untersagt ist, eine Warte zu betreten, die ein Weib benutzt, oder eine Stute oder einen weiblichen Elephanten zu besteigen. Sie dürfen ferner kein Thier tödten noch schlagen, — daher ist ihnen der Ackerbau untersagt, weil man hierbei leicht einen Wurm oder ein Insekt tödten kann — ferner keine Bäume umbauen oder Reis kochen, weil Bäume und Reis Feldsteine enthalten; ja man muß das Wasser, das man trinkt, durch ein Tuch durchlaufen lassen, weil sich Thiere darin befinden können. Die talapoins können weiter kaufen noch verkaufen; jede weltliche Beschäftigung ist ihnen verboten; ihre Regel verurtheilt sie zu einer vollständigen Unempfindlichkeit, und darum dürfen sie auch nur von Almosen leben. In den heiligen Büchern, sagt Herr Pallegeiz, findet

man sehr schöne Predigten von Buddha, in welchen er den talapoins erhabene und eines wahren Philosophen würdige Tugenden vorschreibt. Indem er z. B. von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge spricht, sagt er: „Hänget euch nicht an die Güter dieser Welt, denn sie entgehen euch trotz Allem; nichts in der Welt gehört euch, nicht einmal eure Person, da ihr sie nicht in demselben Zustande erhalten könnt und sie beständig ihre Form verändert.“ Ebenso gebietet er ihnen, weder Liebe noch Haß gegen irgend etwas zu haben, ihre Seelen in einen solchen Zustand der Gleichgültigkeit zu versetzen, daß Gutes und Böses sie gleich unempfindlich findet, daß ebenso wenig Lobsprüche wie Schmähungen, gute Behandlung wie Verfolgungen einen Eindruck auf sie machen, daß sie Hunger, Durst, Entbehrungen, Krankheit und selbst den Tod mit unererschütterlichem Gleichmuth ertragen. (Fortf. folgt.)

Die Piesberger Kohle bei Osnabrück.

(Von A. in Osnabrück.)

(Schluß.)

Die Piesberger Anthracitkohle eignet sich ganz vorzüglich zur Stubenheizung, zur Feuerung der Kachelöfen, zur Dampfkesselheizung, und ist bereits im unverlohten Zustande als Brennmaterial auf Locomotiven verwandt worden, wie denn bekanntlich die Nordamerikaner alle ihre Dampfmaschinen nur mit Anthracit und nicht mit Fettkohle heizen; überhaupt ist die Piesberger Kohle da zu empfehlen, wo es mehr auf einen starken, möglichst gleichmäßigen Wärmegrad, als auf Flamme ankommt.

Ihrer Güte nach werden vier Sorten verkauft:

Stückkohlen zum Preise von 6 Sgr. 8 Pf. für 150 T., Brocken zu 3 Sgr. 4 Pf. für den Doppelhinten von 2 1/2 Kubikfuß.

Kostbrocken zu 4 Sgr. 10 Pf. für den Doppelhinten (Ringel).

Kostgrus zu 1 Sgr. 2 Pf. für den Doppelhinten.

Aus dem Berge werden nur zwei Sorten gefördert, Stückkohlen, oft in Blöcken von mehreren Centnern, und Brocken; letztere als schon zertrümmerte Stückkohlen, werden außer dem Berge über einen Kest geworfen, und scheiden sich dann in Kostbrocken, die auf dem Kest liegen, und Kostgrus, welcher durchfällt. Wenn ein Auswärtiger mit dieser Kohle Versuche anstellen will, so sind ihm für den Anfang jedenfalls nur Stückkohlen zu empfehlen, und auch diese dürfen nicht eher zer Schlagt werden, als in der Woche des Gebrauchs, sonst tritt eine chemische Einwirkung der Luft ein, die der Gluth hindernd in den Weg tritt.

Die Ladungsgewichte sind von der Eisenbahn-Direction in folgender Weise festgestellt. Eine Waggonladung von 80 Zoll-Centner gilt

bei Stückkohlen gleich 58 Ringel,

bei Brocken gleich 64 Ringel,

bei Kostbrocken gleich 66 Ringel,

bei Kostgrus gleich 72 Ringel.

Aber zur Benützung der Piesberger Kohle gehört Einrichtung und Kanne. Nicht jeder Ofen, nicht jeder Schornstein paßt dazu, nicht jeder Heizer versteht damit umzugehen. Anthracit verlangt viel Sauerstoff, also starken Zug; die

Kohle muß auf einem Kest liegen, dessen Stäbe nicht zu enge sein dürfen; stoßern und schüren darf man nur selten und vorsichtig, nicht heftig, und nur von unten, nie von oben, was die Auswärtigen, die bisher verfehlt werden, im Anfang gar nicht begreifen können, und erst nach und nach zu lernen pflegen. Als Schornsteine empfehlen sich russische Röhren; vorhandenen Schornsteinen gibt man ein Dach und läßt eine sechsöhlige Röhre von Thon oder Eisen so einmauern, daß sie oben einige Fuß aus dem Schornstein hervorsteht. Ueberhaupt alles, was den Zug befördert, das erleichtert das Verbrennen der Kohle, es ist also nöthig, daß man die auf der Gluth liegende Kohlenmasse poröser zu machen sucht, um dem Sauerstoff Durchgang zu verstaten; dahin gehört, daß man das Material im Kohlenkasten mäßig mit Wasser anmengt, noch besser mit Lehm- oder Kaltwasser. Erfahrung hat uns darauf geführt, und Erfahrung wird auch die beste Lehmeisterin derer sein, die etwa durch die großen Vortheile der Piesberger Kohle sich bewogen finden sollten, ihre Anwendung im Haushalt oder unter dem Dampfsessel zu versuchen. Nur fange Niemand mit der schlechtesten Sorte an, werfe auch nicht zur Probe große Blöcke in glühenden Torf, der vielleicht nicht einmal auf einem Kest liegt, sondern nehme Stückkohlen im zerfallenen Zustande, Stücken von der Größe einer doppelten Wallnuß auf gehöriger Unterlage von Holz oder Torf. Eine schriftliche Angabe des erforderlichen Verfahrens ist wenig ausreichend; am besten verfährt immer derjenige, welcher Gelegenheit sucht, einem Heizer zuzusehen, der mit dieser Kohle umzugehen weiß. Die Ueberzeugung mit eigenen Augen wird am wenigsten trügen. Wer aber diese Mühe sich geben will, und dann einen kleinen Versuch nicht scheuet, der wird hernach sich hinreichend belohnt finden. (Kantw. Bzg. 1857. Nr. 32.)

Correspondenzen.

Lemgo, 17. Februar. (Theater in der Residenz.)

Der Hofnachtszeit zu Ehren wurden im Detmolder Theater während der letztvergangenen Woche fortwährend dem Gotte Komos Opfer gebracht. Die Posse „Robert und Vertram“, welche im letzten Winter stets ein volles Haus machte, bewährte auch diesmal ihren Ruf. Nestor's Lumpacivagabundus übte ebenfalls große Zugkraft. Am gefülltesten war aber das Haus bei der Vorstellung des Cumberland'schen Juden, worin Herr Harry-Meyer den Schema zur allgemeinsten Zufriedenheit spielte, und der neuen Weybraut'schen Posse „Weibliche Seeleute“, die vom Detmolder Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde. Nach unserer Ansicht enthält diese Novität allerdings einige höchst drastische komische Stellen, das Ganze entbehrt indeß des innern Halts und wird trotz der Verkleidungen sich kaum länger halten. Höchst überraschend war uns die vorzügliche Aufführung der Helgoländer Nationaltänze, welche allseitiger Beifall krönte. In allen genannten Stücken excellirte Herr Pichler durch sein vortreffliches Spiel. Wir können uns keinen Komiker denken, der in jeder Rolle so genau individualisirt, wie Herr Pichler; keine Minute vergift er, wenn er spielt, er läßt sich nie gehen, jede Rolle ist wohl durchdacht, an seiner Komik ist nichts Stereotypes. Das grade Gegentheil ist der zweite Komiker, Herr Schiller; das ist ein ewiges Einerlei, dieselben Bewegungen, dasselbe Mienenspiel, die nämlichen Gesticulationen! Den Beschluß der komischen Vorstellungen machte Vorping's bekannte Oper „Ezar und Zimmermann“, welche sehr gut gegeben wurde. Herr Ueberhorst als Ezar, Herr Hagen als Peter Iwanow, Fräul. Stübcke als Marie und selbst Herr Joest als Bürgermeister von Sardan verdienten alle Anerkennung.

Detmold, 18. Febr. (Berichtigung.) So interessant es auch für die Leser Ihres geschätzten Blattes sein mag, über die Vorgänge in unserer Residenz von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten: so ist Einsender dieses doch der Ansicht, daß es weit besser ganz unterbleibe, als daß es fernerhin in derselben Weise fortgesetzt werde, wie es in Nr. 6 und 7 durch die aus Lemgo datirten Theatercorrespondenzen geschehen ist. Ob es überhaupt zweckmäßig sei, von unserm Theater zu reden, oder ob es verdienen, vollständig vorübergehen zu werden, mag hier unerörtert bleiben. Genug, der Schreiber jener Kritiken beneidet uns sehr darum und geht in seinem Kunstenthusiasmus so weit, daß er jede Woche ein Paar mal sich auf den Weg macht, um hoher Ge-

nüsse theilhaftig zu werden. Man kann sich das bei den theuern Stiefelpreisen kaum vorstellen, wenn nicht der Herr Kritikus mit seinen Reisen noch ein andres Geschäft, vielleicht den Kornhandel, verbindet, das ihm die gebotenen Auslagen reichlich ersetzt. Wenn er aber wirklich von Lemgo sich so häufig hierher bemüht, — daß er meist zu Fuße ankommt, versichert er uns selbst — so ist sein Kunstenthusiasmus wahrlich groß, ja sehr groß! Er ist dann eben so groß, wie er blind ist! Aus der Kritik der einzelnen Mitglieder geht deutlich hervor, daß der Verfasser derselben weder von der Oper noch vom Schauspiel irgend welchen Begriff hat. Mag er mit noch so hochtrabenden mythologischen Redensarten, mit noch so vollständigen homerischen Reminiscenzen um sich werfen, wahrscheinlich in der Absicht, durch eine früher genossene klassische Schulbildung dem Publikum zu imponiren: so ist er doch von Sachverständigen leicht als kritischer Böhnhase zu erkennen. Denn wie kann ein Kunstverständiger eine Oper loben, über deren wesentlichen Bestandtheil, den Chor, er selbst „den Mantel der Liebe decken“ muß. Seit Jahren werden uns nur die Ruinen eines Chorus producirt, die um so häuslicher aussehen, je größer die Opern damit exequirt werden! Fürwahr, es sind wirkliche Exequien für die Opern nicht bloßer Kunstenthuslasten. Solche Mängel rühren unsern Kritikus ganz und gar nicht. Ohne denselben in die Kritik der einzelnen Opernmitglieder zu folgen, machen wir nur auf Phrasen, wie „brillante Gesangsleistungen“, „nennente Stimmittel“ aufmerksam, um die Leistungen des Kritikers in's rechte Licht zu stellen. „Eminente Stimmittel“ sind freilich etwas Außerordentliches, aber es fragt sich, wie sie angewandt werden. Vom Schauspieler meint derselbe, es sei vollständig curirt, wenn die Stelle des Helden und ersten Liebhabers bejezt werde. Als ob durch einen neuen Gliden in einem alten Rock ein neues Habit hergestellt würde! Wir haben von der „unnachahmlichen Grazie“, die man im Lustspiele bewundern könne, noch keine Spur entdeckt. Wenn Hin- und Herlaufen auf der Bühne, Händewerfen und Schreien den vortrefflichen Schauspielern charakterisirt: (der selbst des Englischen kundige Kritiker wird wissen, daß Hamlet seinen Schauspielern die angegebenen Manieren geradezu verbietet): so mag das gespendete Lob recht „am Platz“ sein. Einsender hätte die besprochenen Artikel ganz unberücksichtigt gelassen, wenn er nicht fürchtete, daß der entlarvte Kritikus dem Publikum noch mehrere ähnliche ähnelnde Artikel verschreiben würde, die „selbst ein Provinzmagen nicht verdauen kann“. Der an Geschmacklosigkeit laborirende Verfasser besagter Correspondenzen thäte besser, wenn er ein Schupstür wäre, bei seinem Leisten zu bleiben, als sich auf das für ihn hoffnungslose Feld der Kritik und des — Humors zu verfeigern. Er ist inconsequent genug, unsern Bühnenmitgliedern das „Wagnern“ zu verbieten und seine eignen „von ihm allein für wispig gehaltenen“ Bemerkungen literarisch zu verewigen. Der Englisch sprechende „Provinzler“ wird das „stop!“, welches ihm hiermit alles Ernstes zugerufen wird, hoffentlich wohl beherzigen. Wie wenig demselben übrigens zu trauen ist, geht daraus hervor, daß er den Lesern der Sonntagspost weis machen will, hier in Detmold wimmeln die Straßen von Crinolinien. Das ist eine ganz aus der Luft gegriffene Behauptung; die Crinolinien sind hier aves rarissimae, und wenn der Kritikus dafür etwa „Tonnenbänder“ angesehen haben sollte, so zeugt das wiederum von seiner geringen Befähigung zu Beobachten.

Blomberg, 15. Febr. 1858. Wenn Angelegenheiten, die ein gemeinsames Interesse vieler beanspruchen, vor das Forum der Öffentlichkeit gehören, so finden auch nachfolgende Zeilen in der — jetzt ungleich beliebter gewordenen — Sonntagspost ihre Berechtigung.

Wie erhalten wir Wasser, oder doch hinreichend Wasser? so lautet die Frage, die die Bewohner Blombergs schon den ganzen Winter in Bewegung gesetzt hat, und die auch den geehrten Stadtvorstand hier schon mehrfach beschäftigt. Ehe ich indeß diese, sowohl in öconomischer als auch gesundheitspolizeilicher Hinsicht so wichtige Frage nach meiner unmaßgeblichen Meinung zu beantworten suche, sei es mir gestattet, den Zustand der jetzigen Wasserversorgungsanstalten allhier kurz zu erwähnen.

Schon seit undenklichen Zeiten wird Blomberg durch eine offene Wasserleitung, die sog. Hurwiebe, mit Spül- und Tränkwasser aus einer Quelle am Fuße des Winterberges, also aus einer Entfernung von circa $\frac{3}{4}$ Stunden Weges, im Sommer reichlich, im Winter der Regel nach nothdürftig und selten zureichend, versorgt. Treten indeß harte Winter ein, oder auch nach dünnen

Sommern in gelinden Wintern, hat es mit der Zuleitung des Wassers gute Wege, und jeder Bewohner muß durch Fahren und Tragen sich mit Wasser so gut versorgen, als es gehen will. Daß dies indess keine kleine Mühe ist, kann Jeder begreifen, der weiß, daß Blomberg an und auf einer Anhöhe liegt, die pptr. 150 Fuß sich über das wasserführende Thal der Diesel erhebt.

Daß das in offener Leitung, also dem Viehe und dem verschtedenartigen Unrathe zugängliche Wasser der Hurwiehe nicht wohl zu Trinkwasser und zum Kochen der Speisen gebraucht werden kann, liegt auf der Hand. Es finden sich daher in dem östlichen und nordöstlichen Theile der Stadt eine Reihe von Privatbrunnen, in neuerer Zeit meist mit Pumpen versehen, die für diesen Wasserbedarf Sorge tragen sollen. Auch auf südlichem Grunde sind im Laufe der Jahre 4—5 Brunnen zu diesem Behufe von den benachbarten Hausbesitzern angelegt, zu deren Unterhaltung von den nicht beteiligten Bewohnern der Nachbarschaft eine meist willkürliche Steuer durch die paar berechtigten Bewohner erhoben wird. Die Debung unterliegt seither keiner Aufsicht der städtischen Behörde, noch findet sonst eine etwaige Rechnungsvorlage zu Händen der Contribuenten statt, giebt also mannigfachen Verächtigungen Raum *).

Die Bewohner der Süd- und Westseite der Stadt haben keine Brunnen, da sich hier in leicht zugänglicher Tiefe kein Wasser findet. Sie müssen sich daher aus den Brunnen der in dieser Beziehung bevorzugten andern Hälfte der Stadt gegen eine mäßige Steuer versorgen. So hat die Sache vielleicht schon seit Jahrhunderten gestanden, so steht sie noch heute. Zu erwähnen bleibt noch, daß das Wasser der Hurwiehe schon vor circa 12 Jahren in eisernen Röhren durch zwei Straßen der Stadt geleitet wird und an verschiedenen Punkten in mit Röhren versehenen pumpenähnlichen Pfählen den Bewohnern zugänglich ist, jedenfalls eine bedeutende Verbesserung gegen frühere Zeiten, wo das Wasser in offenen Gassen durch die Straßen der Stadt floß und im Winter durch Massen übergequollenen Eises die meist abschüssigen Straßen unpassierbar machte. Doch wurde auch hierbei das Versagen gemacht, daß man das Wasser nur den Stadttheilen zuführte, die ohnehin schon mit Wasser versorgt waren, während mehrere Stadttheile nicht nur ohne Brunnenwasser waren, sondern auch das fließende Wasser oft nur aus ziemlicher Entfernung herbeizuholen gezwungen sind. Auch wäre es gewiß zweckdienlicher gewesen, wenn auf möglichst vielen, dazu geeigneten Stellen der Stadt Reservoirs, mit Pumpen zum Aus schöpfen versehen, angelegt wären, die auch bei Frostwetter ohne Umstände Wasser lieferten, wenn anders nur Wasser da wäre; während die jetzt vorhandenen fez. Pflöhe bei strenger Kälte gewöhnlich zugefroren sind und nur durch heißes Wasser mühsam aufgethaut werden können.

Verschiedene der erwähnten Uebelstände wären nun, wenn auch langsam, doch mit der Zeit aus dem Wege geräumt, wenn — die Brunnen und die Leitung nur Wasser, reichliches Wasser hätten. Aber unsere Brunnen sind meist versiegt und unsere Wasserleitung führt Nichts, als — Schneewasser, wenn es nämlich zufällig Thaumwetter geworden.

Wie ist dem nun abzuhelfen? Oder sollen wir, gleich unsern Vätern, die Hände müßig in den Schooß legen und warten — bis unser Herr Gott die Schleusen des Himmels so nachhaltig öffnet, daß unsere versiegten Quellen wieder zu neuem Leben erwachen? Soll der alte Schlendrian, der so ungern von dem Alt-hergebrachten läßt, auch hierin hindernd sein?! Ich hoffe es, zum Heile vieler meiner Mitbürger, nicht, da die Lehre dieses Winters uns eine derbe Lektion war.

Also wie erhalten wir reichlicheres Wasser, als seither, namentlich im Winter, oder in wasserarmer Zeit überhaupt? so lautet die Frage, die uns alle bewegt. Kierete die Quelle der Hurwiehe so viel Wasser, daß dieses mit dem noch leicht zu vermehrenden Brunnenwasser innerhalb der Stadt den Bedarf

für Menschen und Vieh auch in wasserarmer Zeit deckte, so möchte eine Aufräumung und Einfassung der Quelle und eine verbesserte Leitung des Wassers in starken Röhren (vielleicht auch hölzernen) Röhren von möglichst großem Kaliber das Gerathensie sein. Eine Messung und Berechnung der jetzt noch aus der Quelle zu Tage kommenden Wassermenge, verglichen mit dem ungefähren Bedarf der Stadt, würde bald genügenden Aufschluß geben. Bloße Vermuthungen dürften dabei natürlich unmöglich maßgebend sein, da die Kosten begreiflicher Weise sehr erheblich sein würden. Stellte eine vergleichende Berechnung indess ein bedeutendes Minus für das zu liefernde Wasserquantum heraus — und der Augenschein leiht dieser Vermuthung stark Vorschub — so dürften Bohrversuche im Osten der Stadt geeigneter sein, uns mit reichlichem Wasser zu versorgen. Der Keuper, der Blombergs nächster Höhe, dem Endenberge, anlagert und zum Theil diese Höhe selbst ausmacht, ist reich an Wassergängen, wie solches die jetzt noch zum Theil so wasserreichen Quellen des nördlichen und südlichen Abhanges selbst in Blombergs unmittelbarer Nähe beweisen, und würden Bohrungen von gewiß nicht so sehr erheblichen Kosten, an den geeigneten Stellen vorgenommen und durch Sachverständige geleitet, eines guten Erfolges sicher sein. Auch die Kosten könnten nicht so bedeutend sein, daß die von derartigen Versuchen zurückzukehren dürften. Für 6—800 Thlr. ließe sich schon Wesentliches leisten, und dürfte selbst eine höhere Ausgabe nicht gescheut werden, da es hier gilt, eins der nothwendigsten und wichtigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Daß durch reichlicheres Wasser manches technische Gewerbe innerhalb der Stadt mehr erweitert, oder doch kräftiger betrieben, auch etwaigen Feuergefahren wirksamer begegnet werden könnte, sei hier nur noch beiläufig erwähnt.

Nöge deshalb ein geehrter Stadtvorstand und resp. die Stadtverordneten, die ja vereint schon mehrfach — namentlich bei der Anlage des neuen Chausseeweges unterhalb Blomberg — bewiesen, daß Kostspieligkeit sie nicht bindere, das Zweckmäßigere zu wählen, die Sache nicht wieder zur Seite legen, ohne Etwas von Belang darin gethan zu haben!

Detmold, 17. Febr. Während im Hannoverschen der bekannte Marsch: „Schmeißt ihn h'raus, den Juden Spiz“ von der Polizei öffentlich zu spielen verboten ist, hört man denselben hier fast an jedem Sonnabend auf der Parade spielen, worüber sich gewisse Personen lebhaft zu freuen scheinen. Auch läßt man gewöhnlich die Polka: „Alleweile geht er.“ darauf folgen. Welch ein Anstoß dadurch uns Israeliten gegeben wird, läßt sich leicht denken. Man will uns offenbar den Genuß der Parade verleiden, dessen wir eben nur am Sabbath uns erfreuen können. Aber von welcher Liberalität und Intoleranz legt das Zeugniß ab! Kann das edel und gestittet genannt werden? Können solche Menschen Anspruch auf Bildung machen?

Amst. Verlinghausen, 5. Febr. (Statistik des Landbau u. s. Horts.) Die dritte Hauptmasse unserer Ackerkrume bildet der Sandboden (Kieselerde). Er besteht vorwiegend aus Quarzkörnern, nimmt Wasser schnell und in hinreichender Menge auf, hält es aber nicht fest und trocknet daher schnell wieder aus an der Oberfläche. Durch mineralische Bindemittel, Thon und Kalk, erhalten wir davon den Sandstein, durch Säuren den feinen Kalkstein, Sumpferde und dergl. Der Sandboden als Anhäufung kleiner unzähliger Mineralkörner ist als Urmasse völlig unfruchtbar. Wir könnten noch verschiedene andere Bodenarten, als z. B. Gerölle, Lehm, Moer, Torfboden u. s. w. anführen, welche allerdings in ihren Zusammensetzungen und ihren Verhalten verschiedenartig auftreten, aber dennoch der einen oder andern der drei Hauptmassen unserer Ackerkrume angehören. Es ließe sich hierüber sehr Vieles anführen, was aber unterlassen bleibt, indem noch Manches in der vierten speciellen Frage der Statistik wieder zur Betrachtung vorkommt. Frage drei: Entwickelt der eine oder andere Boden mehr Thätigkeit? glauben wir, nach diesen wenigen Andeutungen, schon dahin beantworten zu können, daß kein Boden als Urmasse fähig ist, Pflanzengewächstum zu entwickeln, wohl aber dahin zu bringen ist durch Kultur. Unter letzterer verstehen wir diejenige Thätigkeit, welche wir einem Grundstücke zuwenden, um es zum Zwecke des Pflanzenbaues geschickter zu machen, und sie besteht darin, daß wir die physische Beschaffenheit des Urbodens, in Bezug auf Gewicht, Festigkeit, auf Verhalten der Erde zum Wasser, zur Atmosphäre, Wärme, Electricität, Untergrund, geographische Lage, herrschende Jahreswitterung u. s. w. verändern und verbessern. Nach solcher physischen Veränderung entwickelt dann aber der eine oder andere Boden mehr oder weniger Thätigkeit.

*) Als Curiosum sei hier noch erwähnt, daß die Anwohner eines auf südlichem Grunde angelegten sehr frequenten Brunnens sich in diesen Tagen berechtigt glaubten, in einem Placate an dem Brunnenspfähle den Wasserholenden bekannt zu machen, daß Solches nur gegen einen Beitrag von zwei Thalern erlaubt sei. Daß diese Sache kein Scherz war, zeigte der in Folge des Placats mehrfach vorgekommene Streit zwischen einigen Anwohnern des Brunnens und den zugerechneten Wasserholern. Das Placat wurde abgerissen. Ob die städtische Behörde sich der Sache annehmen wird, ist noch ungewiß.

Wir haben somit die Verschiedenheit unserer Ackerkrume angedeutet. Bemühen wir uns nun weiter, um zu erkennen, wodurch wir diese Ungleichheit in etwas ins Gleichgewicht zu bringen vermögen, so kommen wir damit zur vierten speciellen Frage der Statistik des Landbaues: Erzeugen die verschiedenen Düngemittel auf den verschiedenen Bodenarten geringere oder größere Erträge? Was wir unter Düngemittel verstehen, haben wir schon früher angegeben und kann uns jene Definition im Allgemeinen zufrieden stellen. Im Sinne der Statistik theilen wir zunächst allen Dünger in zwei Hauptarten, in anorganischen und organischen Dünger ein; ersteren giebt das Mineralreich, letzteren das Pflanzen- und Thierreich. Man spricht auch von natürlichen und künstlichen Düngemitteln, rechnet zu erstern den Stalldünger, zu letztern Guano, Knochenmehl, Compost u. s. w. Die Statistik kann sich mit solchen Benennungen nicht befassen, indem dieselben zu wenig bezeichnend sind. Auch weiß man in der That nicht, weshalb der Guano z. B. künstlich und der gewöhnliche Stalldünger natürlich sein soll; ist vielleicht der Umstand darin zu suchen, daß diejenigen Thiere, welchen jene Guanolager ihr Dasein zu verdanken haben, ihre Nahrung ohne Zuthun der Menschen ganz nach Belieben zu sich nehmen, um absondern und ausscheiden zu können, statt daß wir unsern Hausthieren gewöhnlich zur bestimmten Zeit Nahrung verabfolgen lassen, um jenem ganz natürlichen Zwecke nachkommen zu müssen? —

Es müßte eigentlich unser Zweck und Ziel sein, jedes einzelne Düngemittel, welches, unter die verschiedenen Rubriken gehörend, im Handel und Wandel vorkommt, seine Bestandtheile und Beschaffenheiten zu prüfen und dann dieselben als ausgleichende Factoren Beziehungen des Grund und Bodens zu den verschiedenen Culturgewächsen erfahrungsmäßig beizumessen. — Wir sehen jedoch auch hier eine solche Ausführung einerseits als unmöglich voraus und beschränken uns auf den kürzeren Weg der bloßen Andeutung.

(Fortf. folgt.)

Weltbegebenheiten.

Der Anklageproceß gegen die Attentäter zu Paris wird am 25. d. beginnen. Felix Drifini, Karl v. Rudie und Anton Gomez sind des Mordangriffs gegen das Leben des Kaisers und der Kaiserin, Joseph Andreas Pierri und Simon Franz Bernard als Mitschuldige bei diesem Mordangriff angeklagt; die Anklage erstreckt sich ferner auf Mordmord gegen die 8 bei dem Attentat getödteten Personen. Die 3 ersten sind bereits am 13. d. aus dem Gefängniß von Mazas abgeholt und nach der Conciergerie geführt worden, um verhört zu werden. Der vorgeladenen Zeugen sind 40. Drifini und Pierri haben Julius Favre zum Verteidiger gewählt. Bernard, gegen den in contumaciam verfahren werden sollte, ist in London zur Haft gebracht. — Die neu ernannten Manschälle für die 5 großen Commandes: Magnan für Paris, Canrobert für Nancy, Desquet für Toulouse, Castellane für Lyon, Baraguet d'Hilliers für Tours haben dem Kaiser den Eid der Treue geleistet. — In der Vorstadt St. Antoine von Paris ereignete sich am 10. d. ein schreckliches Unglück. Eine Mutter verbrannte lebendig mit ihren 3 Kindern. Die Kleider der Mutter hatten Feuer gefangen, und ihre Kinder, die sich über sie warfen, um das Feuer zu löschen, kamen mit ihr um. Der Vater wurde wahnsinnig, als er die schrecklich verstümmelten Ueberreste seiner unglücklichen Familie sah. — Goldschmidt in Paris hat am 4. d. abermals einen Planeten entdeckt. — Unter den Artikeln, mit denen der Moniteur die Welt in der letzten Zeit überrascht, ist einer der merkwürdigsten der gegen die Protestanten gerichtete vom 28. Jan. Es ist seit längerer Zeit in Frankreich und im Auslande über die Beschränkungen geklagt, welche den französ. Protestanten auferlegt werden; noch auf der evangelischen Allianz zu Berlin haben diese Klagen einen berechneten Ausdruck gefunden. Sie haben auch ihren sehr natürlichen Grund; der katholische Bischof ist die Hauptperson im französ. Bisthum; er bleibt auf seinem Plage unberührt von den politischen Ereignissen; der Präfect hängt von denselben ganz ab; er sucht Anhalt und findet ihn beim Bischof, der dafür Begünstigung seiner Interessen verlangt und am häufigsten große Verdrückung der Nichtkatholiken, welche der Regierung dann als Proselytenmacher und unruhige Köpfe bezeichnet werden. Grade so verfährt auch der Moniteur; er sagt, die

revolutionäre Geisteslosigkeit bediene sich der religiösen Streitigkeiten als Deckmantel; die Weise, wie er diese Frage zur Discussion zieht, erlaßt um so mehr, als in der letzten Zeit gar nicht davon die Rede war. Wer sich entschuldigt, verlagert sich. Die Freiheit ist eine Kette; wird die politische unterdrückt, so kann auch die religiöse nicht mehr bestehen. In Aqua Sancta, einem kleinen Dorfe im Kirchenstaate, hielt eine Frau ihr Haus für verzaubert und stahl ein 5jähriges Kind, um dasselbe an einem Freitag zu tödten. Die Frau hatte einen Priester als Mitschuldigen. Der Diebstahl wurde noch zu rechter Zeit entdeckt und Frau und Priester verhaftet. Die „Union“, welche diese fabelhafte Geschichte erzählt, fügt hinzu: es sei im Kirchenstaate ein allgemeiner Glaube, daß man den Teufel aus einem Hause treiben kann, wenn man daselbst am Freitag das Blut eines Kindes vergießt.

Der Winter haftet mit seiner eifig-schneigen Hand schwer auf dem Orient. Der Schnee liegt in der Türkei seit 3 Wochen mannshoch. Aus manchen Häusern Constantinopels hat man Tunnels durch den Schnee graben müssen. Dabei fehlt es an Allem, was sonst für den Winter nöthig ist. Holz und Kohlen sind fast nicht mehr vorhanden. Die Kälte hat auch vieles Vieh und Menschen erfrieren lassen. Auf dem Dampfschiffe von Trazepunt sind 130 Mann (?), welche den Plag auf dem Verdeck hatten, erfroren. Von Nahrungsmitteln ist man auch abgeschnitten, das Fleisch ist seit einigen Tagen uns Duppelte gestiegen. Dagegen haben sich wüthende Wolfsbanden bis in die Vorstädte Constantinopels geworfen, und mehrere Menschen sind ein Opfer dieser Thiere geworden. Tagtäglich mehrt sich die Liste der Unfälle zur See.

Am 12. Febr. brachte Palmerston im Unterhause die Bill ein, welche den Zweck hat, die Regierung Indiens von der ostindischen Gesellschaft auf die Krone zu übertragen. Es sollte nämlich eine verantwortliche Regierung für Indien in ähnlicher Weise errichtet werden, wie eine solche schon für die übrigen Kronländer bestehe. Er schlage vor, daß die Functionen des Directoriums und der stimmberechtigten Actionäre erlöschen und an ihre Stelle ein Präsident und eine Rathskammer für die indischen Angelegenheiten ernannt werde. Der Präsident solle ein Mitglied des Cabinets sein; die Räte, 8 an der Zahl, werde die Regierung erneuern und dieselben würden 8 Jahr im Amte bleiben. — Der im verfloffenen Jahre verstorbene londoner Kaufmann Morrison, der als armer Junge angefangen hatte, hinterließ, wie sein Testament nachweist, ein Vermögen von mehr als 4 Mill. Pf. Sterl. — Das Fahrzeug, welches den afrikanischen Reisenden Livingstone den Zambeseßel hin- auf bis ins Innere Afrikas tragen soll, ist binnen 6 Wochen auf den Werften von Virehead angefertigt worden. Das Baumaterial besteht statt aus gewöhnlichen Eisenplatten aus Platten von einer neuen Metallmischung (Stahlplattegut).

In Entrup bei Lemgo hat ein Knecht beim Schießen nach Sperlingen das Unglück gehabt, einen Tagelöhner, der gerade um die Ecke kam, in den Leib zu schießen; derselbe ist bereits am folgenden Tage gestorben.

Für die Redaktion: Ph. Kogenberg.

Lemgo. Allen geehrten Damen zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich hier in Lemgo in ca. 3 Wochen mein **Buchgeschäft** eröffnen werde, um alsdann das Waschen der Strohhüte, augenblicklich besorge.

Caroline Rescow.

Ein junger Mann, welcher Lust hat den Buchhandel zu lernen und die dazu nöthigen Vorkenntnisse besitzt, findet eine Stelle in der Buchhandlung von

W. Meuthhoff in Herford.

Weizen 1 Thlr. 15 Sgr. bis 1 $\frac{1}{2}$ 25 Sgr.
 Roggen 1 Thlr. 5 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.
 Gerste 1 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr. bis 1 Thlr. 12 $\frac{1}{2}$ Sgr.
 Hafer 1 Thlr. bis 1 Thlr. 5 Sgr.
 Raufutter 1 Thlr. 25 Sgr.
 Erbsen 2 Thlr. 15. Sgr.

Druck und Expedition von F. L. Wagener in Lemgo.